

Wetter, bitter, süß oder faul.“ Dabei ist er nicht leidend. Freilich sind Frau, Kinder und die Angestellten des Hauses immerfort krank, und eine gewisse weiche Stimmung zeigt sich auch in der zunehmenden Herzlichkeit, mit der er nach Pommern schreibt, besonders der Schwester: „Mein geliebtes Herz.“ Als er aber wirklich krank lag, erkannte er wieder die Relativität all seiner politischen Gefühle und schrieb der Frau aus hamletischen Stimmungen: „Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, wie etwa Schreck und Redberg, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Auch die Dummen und Klugen sehen, *proper skelettiert*, ziemlich einer wie der andere aus. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings bei dieser Betrachtung los.“

In so diabolische Wahrheiten lösen sich, wenn er sich gehen läßt, von nun an sogar der frommen Gefährtin gegenüber die Reste einer Religiosität auf, deren Formen immer paradoxer an ihm wirken. Ueberhaupt schreibt er viel seltener und kürzer, immer gleich herzlich; breit und tief aber nur, wenn er Naturstücke beschreibt: dann ist er immer Dichter.

... In ähnlichen Stimmungen streift er jetzt durch Paris, ohne eingerichtetes Haus, ohne Frau, der Gesellschaft fern, die ohnehin Ende Juni die Stadt verläßt, und seine Unruhe nach dem Ziel steigt bis zur Verachtung des Zieles.

... Sein steter Wunsch nach Haus und nach Gewißheit des Bleibens macht ihn nervös, und mit ihm macht er die Berliner Freunde vollends nervös. „Meine Wagen liegen in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße.

Ich wünsche nichts lieber, als in Paris zu bleiben, nur muß ich wissen, daß ich Umzug und Einrichtung nicht auf einige Wochen oder Monate bewirke, dazu ist mein Hausstand zu groß.“ Aber sogleich fährt er fort: „Ich bin noch heut bereit, ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu.“

... Das einzige, was ihm diese zwei Pariser Monate verlohnte, war ein Gespräch in Fontainebleau. Wieder wie vor fünf Jahren, nur noch dringender, erschien der Kaiser als Bismarcks Verführer: es war, als ahnte er in diesem Manne, der morgen zur Macht kommen konnte, den Feind, der ihn verderben sollte, und wollte ihm lange Jahre vorher Einhalt tun. Mitten in der Konversation des Spazierganges sagte er unerwartet zu dem Preußen: „Croyez-vous que le Roi serait disposé de construire une alliance avec moi?“

„Die Gefühle des Königs für die Person E. M. sind die freundlichsten, die Vorurteile in der öffentlichen Meinung über Frankreich sind ziemlich verschwunden. Aber Allianzen werden nach Lage der Umstände nur fruchtbar, wenn sie nötig und nützlich sind. Eine Allianz setzt ein Motiv voraus und einen Zweck.“

„Das ist nicht immer richtig,“ sagt der Kaiser. „Es gibt Mächte, die mehr, und solche, die weniger freundschaftlich miteinander stehen: im Angesicht einer ungewissen Zukunft muß man das Vertrauen nach einer Richtung leiten. Ich spreche nicht im Sinne abenteuerlicher Ideen von Allianz, sondern ich finde zwischen Preußen und Frankreich eine Gleichheit der Interessen, die die Elemente einer intimen und dauerhaften Entente enthält, soweit nicht Vorurteile Hindernisse schaffen. Es wäre ein großer Fehler, Ereignisse schaffen zu wollen, sie kommen von selber und ohne daß wir ihre Richtung und Stärke berechnen können. Darum muß man sich zuvor die Mittel sichern, um ihnen zu begegnen und sie zu benutzen.“ Darauf spinnt er den Gedanken einer